Morgen-Ausgabe
No. 351. — 57. Jahrgang.

Berliner Volks-Zeitung

Beiblatt
Freitag, 30. Juli 1909

Täglich 2 Zeitungen
morgens und abends
für 75 Pfennig monatlich frei ins Haus.

Neu hinzutretende Abonnenten

auf die „Berliner Volks-Zeitung" machen wir darauf aufmerksam, daß unsere Botenfrauen sowohl wie die am Kopfe des Blattes ersichtlichen Filialen schon jetzt Bestellungen

— für den Monat August —

entgegennehmen. Die „Berliner Volks-Zeitung" erscheint in einer Morgen- und einer Abendausgabe, also täglich zweimal und kostet in Berlin und Vororten bei täglich zweimaliger Zustellung frei ins Haus 75 Pfennig. Außerhalb Berlins abonniert man bei allen Postanstalten Deutschlands zum Preise von 80 Pfg. monatlich.

Im „Täglichen Familienblatt" erscheint gegenwärtig eine neue spannende Erzählung des berühmten Humoristen

Ernst v. Wolzogen:

Vom Fräulein, das mit am Tisch essen durfte.

Neuhinzutretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil dieser amüsanten neuesten Schöpfung Ernst v. Wolzogens auf Wunsch gratis nachgeliefert.

44,900 Abonnenten.

Herr und Frau Blériot.

Blériot, der vor nicht langer Zeit noch als der Pechvogel unter den Aviatikern bekannt war, ist durch seinen stolzen Kanalflug plötzlich zum Helden des Tages geworden. Wohl war er seit langem einer der eifrigsten Pioniere des Flugsports, aber das Glück war ihm, dem begeisterststen Verteidiger des Monoplans, nicht günstig. Noch als er vor etwa 1½ Jahren mit Farman zusammen Flugversuche in Issy-les-Moulineaux unternahm, zog er den kürzeren; er hat innerhalb von nicht ganz zwei Jahren zwölf Flugmaschinen unter sich zerbrochen und ein ständiger Scherz war, daß er, wenn auch keinen anderen Rekord, so doch den Rekord in Unglücksfällen aufstellen werde. Aber kein Mißgeschick konnte seinen Mut und seine Tatkraft lähmen. „Aus Unglücksfällen lernt man am meisten," pflegte er zu sagen. Und dann kam langsam der Erfolg und plötzlich der Weltruhm . . . .

Energie und Mut, das sind die entscheidenden Eindrücke, die von diesem Manne sogleich ausgehen. „Er hat das Gesicht eines Wikingers", so schildert ihn ein Mitarbeiter der „Daily Mail" in einem anschaulichen Charakterbilde. „Seine Hakennase, seine großen, festen, lichtbraunen Augen, seine von Wind und Wetter gebräunte klare Hautfarbe, das feste Kinn und der energische Mund, der dichte, tief herabhängende braune Schnurrbart — all das kennzeichnet die Wagelust und den Unternehmungsgeist, die ihn unter den „fliegenden Menschen" berühmt gemacht haben. All seine Lebenskraft entfaltet sich, wenn er an seiner Maschine steht. Ich habe ihn beobachtet während der Stunden, da er in Baraques auf günstiges Wetter zum Flug wartete. Sein verbrannter Fuß, den er erst vor ein paar Tagen von Dohen hatte operieren lassen, schmerzte ihn sehr. Nächtelang hatten ihn die Schmerzen nicht schlafen lassen; er konnte nicht gehen, sondern nur auf einem Bein hopfen. So hopfte er denn, den linken Fuß immer in der Luft, um seine Maschine herum, tat da einen Handgriff und dort einen und hopfte wieder zurück. Er sah aus wie ein flügellahmer Vogel. Aber den Kopf trug er aufrecht und seine Haltung war straff; rasch und entschieden gab er seine Befehle. Endlich hopfte er auf den Sitz herauf und saß nun mühsam, doch leicht und fest. „Ich leide zu sehr," sagte er mit einem leisen Lächeln. Und doch wagte und vollbrachte er nur sieben Stunden später den Flug. Es ist interessant, sein Gesicht in Ruhe zu betrachten; dann sind die Augen weit geöffnet und starren fest auf einen Punkt; die Züge erscheinen strenger, starrer. Es ist nicht das Gesicht und der Blick eines Träumers, der sich hier ins Unbewußte verliert, sondern die innere Konzentration eines tätigen, handelnden, nie rastenden Geistes, der sich mit neuen mechanischen Problemen, mit neuen Möglichkeiten beschäftigt."

Aus seinen mehr als fünfzig Unglücksfällen ist Blériot ohne ernsthaftere Verletzungen hervorgegangen; er hatte aus ihnen gelernt, sich selbst beim Fall zu schützen, und wenn die Zuschauer ihn dann mit gebrochenen Beinen oder Armen zu finden glaubten, hatte er sich gewöhnlich schon wieder aufgerafft und gab seinen Mechanikern bereits Anweisungen zu den nötigen Reparaturen. In seinen einmal gefaßten Plänen hat ihn ein widriges Geschick nie aufhalten können. Als er am Mittwoch Paris zu dem Kanalfluge verließ, beschwor ihn seine Frau, wenigstens zu warten, bis es mit seinem schlimmen Fuß besser ginge; aber Blériot erwiderte, seine Maschine warte auf ihn in Calais, und wenn er erst bei ihr wäre, dann würden schon die Schmerzen in seinem Fuß nachlassen. Da mußte die Gattin wohl oder übel weiteren Widerstand aufgeben und begleitete ihn als treue Gefährtin nach dem Schauplatze seines jetzigen Sieges.

Seitdem Blériot auf der Ecole Centrale sich dem Ingenieurstudium gewidmet, war sein heißes Bemühen darauf gerichtet, eine Flugmaschine zu konstruieren. Er erwarb sich ein großes Vermögen durch Fabrikation des bekannten Blériot-Motorwagens und hätte sein Leben in Muße und Beschaulichkeit verbringen können, wenn er gewollt hätte. Aber sein erfinderischer Geist ließ ihn nicht rasten noch ruhen. 1901 konstruierte er einen Monoplan von recht exzentrischer Form, mit dem er keine Erfolge erzielte; dann baute er noch zwei weitere Maschinen von demselben Typ und widmete sich von nun ab fünf Jahre lang mit unermüdlichem Fleiß der Wissenschaft des Fluges und der Prüfung all der Erfindungen, die bisher zur Eroberung der Luft gemacht waren. Im September 1906 verband er sich mit der Firma Voisin zur Konstruktion seines ersten Zweideckers mit elliptischen Flügeln. Im folgenden Jahre baute er einen grotesk geformten Monoplan, der den Beinamen „Die Ente" erhielt und mit dem er einen recht unglücklichen Flugversuch machte. Erst im Juli 1907, also sechs Jahre nach seinem ersten Versuch, begannen Blériots Erfolge. Er flog auf einem Monoplan des Langley-Systems 140 Meter bei Bagatelle, schlug aber beim Hinabsteigen mit voller Gewalt auf den Boden auf und beschädigte seine Maschine. Am 13. Juli 1909 gewann er dann den Wanderpreis des Aeroklubs von Frankreich und zeigte dabei deutlich die Vorzüge seines kleinen leichten Monoplans. Der Apparat Blériots braucht zur Aufbewahrung keinen großen Schuppen. Mit zusammengefalteten Flügeln nimmt er nicht mehr Raum ein als ein mäßig großes Automobil und kann in jeder Hotelgarage untergebracht werden. Er kann einfach an einem Motorwagen befestigt und so weit: Strecken mitgeschleppt werden. In weniger als einer halben Stunde ist er völlig flugbereit gemacht. Blériot wohnt in einem hübschen Haus in Neuilly bei Paris und ist der glückliche Vater von fünf Kindern. Nach neun Jahren harter Arbeit, unendlicher Gefahren und Mühen ist ihm endlich die Sonne des Ruhmes in vollem Glanze aufgegangen.

C. K.

* * *

Der Luftschiffersgattin Leiden und Freuden.

Frau Blériot, die Gattin des berühmten Aviatikers, die ihrem Manne bei seinem Kanalfluge auf dem Torpedojäger getreulich nachgefolgt ist, hat in einem Interview, das die „Daily Mail" veröffentlicht, von ihren Sorgen und Aengsten erzählt, die nun einer vollkommenen Glückseligkeit gewichen sind.

„Schlimme Tage," meinte sie, „habe ich mit meinem Manne durchgemacht, als er sich plagte und mühte, und nun bin ich stolz, mit ihm die Ehren teilen zu können, die auf ihn niederregnen. Sie können es mir glauben: das häusliche Leben einer Luftschifferfrau ist nicht immer auf Rosen gebettet. Nun bin ich die glücklichste Frau, die es auf Erden gibt, und ich war es von dem Augenblick an, da ich hörte, daß mein Mann glücklich in Dover gelandet ist. Vergessen sind nun alle Mißgeschicke der Vergangenheit, die schrecklichen Erregungen, die ich durchgemacht habe, all die Nervenerschütterungen, die ich erlitten habe, wenn Blériot einen Unfall hatte, ja, sogar auch, wenn er glücklich flog. Die ganze Zeit, die wir verheiratet sind, und das sind nun acht lange Jahre, habe ich wirklich in einer fieberhaften Atmosphäre gelebt, habe von nichts anderem gehört, als von Flugtechnik, von Maschinen, Gefahren und Versuchen. Und doch habe ich immer an den endlichen Triumph geglaubt. Das Vertrauen meines Mannes in sich selbst und in sein Werk war ja so vollkommen und so ansteckend, daß ich seine Hoffnungen teilen mußte. Jetzt denke ich zurück an die Tage, da Louis nicht am Tisch sitzen konnte, ohne einen Bleistift in der Hand. Wir sahen nach ihm hin, meine Kinder und ich, und da saß er, zeichnete Maschinen auf das Tischtuch und vergaß das Essen. Dann fuhr er plötzlich auf und erklärte mir nun mit einer erstaunlichen Fülle von technischen Einzelheiten seine mannigfachen Pläne zur Vervollkommnung seines Apparates. Ich kann wohl sagen, daß mein Mann die ganzen acht Jahre hindurch zu Hause von nichts anderem zu mir gesprochen hat, als von Aeroplanen. Bevor ich heiratete, habe ich Klavier gespielt, aber seit ich Frau Blériot bin, habe ich nicht eine Taste mehr angerührt. Ich haßte beinahe seine Maschine, und meine Kinder fürchteten sich vor ihr nicht minder als ich. Als sie einmal „Papas Propeller" sahen und hörten, da rannten sie schreiend weg. Sie wollten niemals ihren Vater fliegen sehen. Ich bin meinem Mann öfters auf seinen Flügen in einem Automobil gefolgt und habe — gezittert, solange der Flug dauerte, vorher und auch noch nachher. Ich bin nur eine Frau, und ich bin dazu Mutter. Aber seit den letzten glücklichen Flügen bin ich weniger nervös geworden, und als ich am Sonntagmorgen meinem Mann auf der Escopette über den Kanal folgte, da habe ich mich wirklich ganz mutig und ruhig gefühlt, und jetzt denke ich, ich werde niemals mehr zittern. Ich bin gebeilt. Ja, ich will sogar diesen Sommer mit meinem Mann zusammen eine Luftfahrt unternehmen in einem mächtigen zweisitzigen Monoplan, den er jetzt baut. Ich brauche es ja kaum noch zu sagen, daß Blériot weiter fliegen wird. Fliegen ist ja sein eigentliches Lebenselement. Und nun will ich Ihnen auch beweisen, daß ich jetzt so begeistert für die Flugtechnik bin wie mein Mann selbst: wenn meine beiden Jungen Louis und Marcel groß geworden sind, dann sollen sie Aviatiker werden wie ihr Vater, wenn sie wollen. Ich will mich nicht widersetzen, sondern ich will stolz sein, wenn ich sie fliegen sehe. Hörst du das, Louis?" Und Mme. Blériot wendet sich mit einem Blick voll Stolz und Liebe zu ihrem Gatten hin, der in einer Ecke des Zimmers einer kleinen Armee von Photographen stillhalten muß. Dann lacht sie lustig und flüstert weiter: „Ist es nicht schrecklich? Solange Blériot erfand und konstruierte, hatte ich ihn niemals für mich, und jetzt nach seinem Triumph ist's eben so schlimm. Ach, der Ruhm!" . . . C. K.

Der „Geist" des Dante Alighieri.

Rom, 29. Juli.

In dem einstigen Wohnhause Dante Alighieris in Florenz hat man einen gruseligen Spuk entdeckt. In der dort befindlichen Werkstätte eines Instrumentenmachers fliegen alle möglichen Gegenstände in der Luft herum. Die Klarinetten und Fidlen blasen von selbst und setzen die Bewohner in Angst und Schrecken. Durch eine Geisterschrift hat das unheimliche Wesen kundgetan, daß es die Mission habe, die geheiligten Räume, in denen der göttliche Dichter geweilt, von gewöhnlichen Sterblichen zu säubern. In Ermangelung der Kammerdiener füllen die Blätter ihre Spalten mit ausführlichen Mitteilungen über die geheimnisvollen Vorgänge in der Werkstätte. Es ist heute „erwiesen" worden, daß der Klarinetten blasende und allerlei Gegenstände wie Schinkenkuchen durch die Luft herumwerfende Geist kein Geringerer ist als — Dante Alighieri in höchsteigener Person! Die Florentiner Spiritisten, die sich angelegentlich mit dem Fall beschäftigen, haben es ermittelt!

Leipzig, die Feststadt.

Zum fünfhundertjährigen Universitätsjubiläum.

„Da bin ich nun in Leipzig, ist mir sonderbar worden beim Nähern, und kann nicht sagen, wie sich mein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die schwarz-, grau-, streifröckigen, krummbeinigen, verückeng-klebigen, degenschwänzlichen Magisters, gegen die feiertagsbecrockte, altmodische, schlonkliche, vielbünkliche Studentenbuben, gegen die zuckende, kriechende, schnäbelnde und fingliche Jungemägde ausnimmt, welcher Greuel mir alle heut um die Thore als am Marientagsfeste entgegnet sind." So schrieb Goethe ironisch-alterrümelnd, als er wieder einmal zu Besuch nach Leipzig gekommen war, an seinen Herzog. Er war offenbar schlechter Laune, denn die Schilderung, die er hier von dem gesellschaftlichen Betragen der Leipziger auf der „Promenade zur Pleißenburg" gibt, steht nicht wenig im Gegensatz zu seiner sonstigen Ansicht, daß Leipzig als ein Klein-Paris seine Leute bilde. Immer hat ihm die Stadt einen wechselnden Eindruck gemacht; sie stieß ihn ab und zog ihn wieder an, und schon ein paar Jahre nach dem hier zitierten Brief empfindet er wieder, daß die Pleißestadt „eine neue kleine Welt sei, es sticht unglaublich viel hier behsammen. Die Leipziger sind als eine kleine moralische Republik anzusehen. Reichtum, Wissenschaft, Talente, Besitztum aller Art geben dem Ort eine Fülle, die ein Fremder, wenn er es versteht, sehr wohl genießen und nutzen kann."

Die Stadt in der Sumpfniederung, karg bedacht von der Natur und von kräftlicher Nüchternheit, ist die zwei Gesichter seit den Tagen des jungen Goethe nicht los geworden. Degenschwänzliche Magister und fingliche Jungemägde darf man zwar den Leipzigern von heute nicht mehr vorwerfen, aber sie haben von damals, als die „Schermanten" kokett über die Promenaden tänzelten, als Zacharia im „Renommisten" von süßen Lustbarkeiten des Rosenthals sang oder die Eleganz der Leipziger Studenten gegen die Rüpelei der Jenenser Burschen ausspielte, ein gut Teil gezierten Selbstbewußtseins übrig behalten, das melodisch flötet: „Sähn Se, mir sin Leipzicher." Und die Stadt hat immer ihre eingebökelten Eigenbrödler gehabt, die mit bezopften Köpfen von hier aus „Weltgesetze" zu geben versuchten — an Dünkel und Reaktion hat es in Leipzig selten gefehlt. Man braucht nur an die Vertreibung zweier ihrer besten Geister, an Thomasius und Leibniz zu denken. Sie flohen vor den staubigen Perücken. Und daneben wieder ein Zustrom frischesten Lebens aus allen denkbaren Quellen, ein Ansammeln von Kräften, die zu den stärksten der deutschen Nation gehörten, ein Verbrauch von Intelligenzen ganz ungewöhnlicher Ordnung. Mir scheint, man drückt die Widersprüche in diesem eigentümlichen Stadtcharakter am besten mit einem sechsfachen „G" aus, das in Leipzig heimatsberechtigt war: Günther, Goethe, Grabbe — Gellert, Gottsched und Gottschall. Wo trieben die Genies und die Pedanten so dicht aneinander vorbei wie hier, vor allem, wo waren sie beide so wirksam wie hier? Leipzig ist eine Kulturmühle, aber man muß immer abwarten, was wohl aus dem Räderwerk herausfallen wird.

Die merkwürdige Psyche dieser Stadt ist mitunter undurchdringlich. Bei einer Einwohnerzahl von 600,000 Seelen müssen ihre Stadttheater unter einem Millionendefizit seufzen; keine dieser Seelen kann nach neun Uhr abends noch per Bahn nach der Reichshauptstadt gelangen, wenn sie den Drang dazu verspüren sollte. Etwas sehr Bezeichnendes ist es auch, daß die Stadt ihren ersten und vornehmsten Studenten, Goethe, in einem kläglichen Eckchen hinterm alten Rathaus verständbildet hat, und zwar direkt vor der alten Handelsbörse — jedenfalls in der wohlweisen Erwägung, daß Goethe ja ein geborener Frankfurter war und deshalb wohl mit der Börse in höchst auffälligen Beziehungen gestanden haben muß. Daß jetzt in diesen Festtagen Kätchen Schönkopfs Haus ganz schmucklos geblieben und dafür mit einem Musverkaufsplakat geziert worden ist, habe ich schon betrübten Sinnes berichtet.

Und doch, wieviel Großzügigkeit steckt wieder in diesem Stadtwesen. Der Sinn ins Weite redet aus den riesigen Plätzen, die italienische Dimensionen haben.

Wenn man jetzt so durch die Straßen schlendert, auf denen morgen der Festtrubel erbrausen soll, so tritt auch klar genug hervor, in welchen drei Hauptrichtungen Leipzigs Kulturreroberungen liegen. In den tiefen Hausfluren und den gewaltigen Höfen tun sich die Stadtfallen für die Messe auf, von deren allmählichem Absterben früher eine Sage ging. Aber Kundige versichern, daß im Gegenteil die alte Messe herrlich im Aufersstehen begriffen sei. Des zum Zeichen sieht man sogar jetzt zur Festzeit der Wissenschaft die Patriarchen des Handels mit galizischen Ringelröckchen über die Straße ziehen — ohne jedes „Warchen" in der Hand. Von der Messe ist es nicht weit zu den Büchern, Leipzigs zweiter Spezialität, an der soviel Menschen tätig sind, wie kleinere Universitätsstädte an Einwohnern zu verzeichnen haben. Sein Schönstes und Eigenstes aber bleibt die Musik, an der der Weltruhm dieser Stadt hängt, und bei jeder kleinen Konservatoristin, die jetzt schnell noch eine Festhymne einübt, denke ich, daß sie das auf einem Boden tut, auf dem Johann Sebastian Bach friedlich einherwandelte, auf dem Schumann und Wagner ihre ersten Kantaten in der Leipziger Wiege erschallen ließen und heute ein Ritisch eines der vornehmsten Orchester der Welt dirigiert.

Ich greife in den Tresor, der mit den großen Namen der Leipziger Vergangenheit gefüllt ist — und es fehlt wohl keiner aus Deutschlands vollbesetzter Kulturwerkstatt: Gellert, Klopstock, Lessing, Mendelssohn-Bartholdy, Seume, Heinrich v. Kleist, Nietzsche. Noch ist die Stadt voll von Reminiszenzen an ihre alten Ruhmestage, und immer mächtiger wächst draußen, wo sich ähnlich wie um Berlins Peripherie dichtbevölkerte Vororte dehnen, voll von Gewerbe und Handel, die Erinnerung an eine anderwähnte Zeit, an die Völkerschlacht empor. In vier Jahren wird man das kolossige Turmmonument an der Stelle, wo der Korse den Dreimaster verlor, in die Luft steigen sehen.

Nicht eingeborene Leipziger behaupten: Leipzig ist ein Vorort von Berlin. Aber ich verrate das nur unter Diskretion. Wenn sich die Leipziger auch den Vergleich mit Paris gefallen ließen, so wollen sie doch keineswegs heute Klein-Berlin heißen. Aber trotzdem können sie nicht leugnen, daß sie uns vieles nachgemacht haben, selbst unsere schlechte Architektur und die bösartigste der beutigen preußischen Künste, die Denkmalsfabrikation. Alle ihre öffentlichen Gebäude zeigen jene Pseudorenaissance, deren Banalität unüberwindlich scheint. Um so lauter lobt man die paar alten Zeugen der Hochrenaissance, die im Herzen der Stadt noch ragen: das alte Rathaus, den Barteleshof und manches andere würdige Haus, in dessen Gewölben seit Jahrhunderten Leipzigs Buchhandel blüht.

Große Optimisten behaupten ferner, Leipzig hätte literarische Kreise. Aber das Würdigungsblatt, das die Weberscher Illustrierte Zeitung ihnen widmet, nennt Namen, die nur ein üppiger Lokalpatriotismus mit Kränzen schmücken kann. Sollte Berlin da Leipzig nicht doch ein wenig „über" sein? Aber neidlos sehen wir andere Errungenschaften an, in denen wir zurückstehen müssen: Heil euch, ihr weiblichen „Messingboys", die ihr in weinroten Röcken hoch zu Rad durch die Straßen flitzt! Mitten durch das Festgedränge, das nun immer bunter, immer verwirrender wird und seine Fanfaren in Gestalt dröhnender Hotelrechnungen voraussendet.

Aus den überfüllten Gast- und Privathäusern drängt von Morgens bis Nachts alles auf die Straße und den Augustusplatz, an dem sich die Universität, ein stolzer Komplex der verschiedenartigsten Baulichkeiten stolz und wie in freudiger Erwartung in einen selten blauen Himmel hebt. Dort, wo einige der besten Köpfe des wissenschaftlichen Deutschland lehren, Lamprecht, Binding, Wundt, Ostwald, werden die Fremdlinge aus allen Teilen der Erde von dem Ruhme Leipzigs singen und sagen.

Felix Lorenz.